

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen  
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung  
des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung  
in elektronischen Systemen.

\*

Gedruckt mit Unterstützung der Kreissparkasse Hildesheim  
und der Universität Hildesheim.

\*

**Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek**  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

∞ ISO 9706

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2003  
[www.olms.de](http://www.olms.de)

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Herstellung: Druckhaus Thomas Müntzer, Bad Langensalza  
ISBN 3-487-11806-8

## Aspekte einer philosophischen Grammatik des Altchinesischen

*Rolf Elberfeld, Wuppertal*

Es ist natürlich möglich, anhand der altchinesischen Sprache auch Ansätze zu einer formalen Logik zu entwickeln. Dadurch wird unterstrichen, daß die Chinesen in ihrer Sprache immer schon „logisch“ denken konnten und sie auch keine „andere Logik“ besaßen. Man könnte nun aufgrund dieser Einsicht meinen, daß eine philosophische Untersuchung der sprachlichen und grammatischen Struktur des Altchinesischen nicht mehr notwendig sei, da sich ja durch den Befund das „logische Denken“ als universal erwiesen hat. Hier ist aber nun folgende Tatsache zu beachten: „One cannot emphasise enough: logic, no matter whether Buddhist or Mohist, remained marginal in Chinese culture until modern intellectuals needed to demonstrate that China had its own logical traditions, just like the West. Chinese logic was rediscovered in an attempt to prove that China was the intellectual equal of the West. The result was a large modern indigenous literature on indigenous Chinese logic.“<sup>1</sup> Es bleibt also die Frage: Warum haben sich chinesische Philosophen nicht in dem Maße für Logik interessiert, wie z. B. europäische Philosophen? Kann es möglich sein, daß sie zentral an Phänomenen interessiert waren, die nicht vorrangig anhand von „logischer Aussagenwahrheit“ thematisiert werden konnten?<sup>2</sup>

In den folgenden Überlegungen soll es darum gehen, anhand von ausgewählten sprachlichen Strukturen des Altchinesischen dem oder den Phänomenen näher auf die Spur zu kommen, für die sich die alten *chinesischen* Philosophen vor allem interessiert haben und die im Altchinesischen besonders leicht und eindringlich beschrieben werden können. Es soll dabei unentschieden bleiben, ob das Interesse für bestimmte Phänomene oder eine bestimmte sprachliche Struktur zuerst vorlag. Wahrscheinlich entwickelte sich beides in wechselseitiger Entsprechung. Ähnlich wie sich der bestimmte Artikel im Griechischen, der ein wichtiger Schritt in der Bil-

<sup>1</sup> Christoph Harbsmeier, *Language and Logic*, Cambridge 1998, XXI.

<sup>2</sup> Zum Zusammenhang von Sprache und Logik vgl. auch: Tilman Borsche, *Wilhelm von Humboldt*, München 1990, 144 ff.

dung der philosophischen Terminologie in Europa war, erst allmählich aus dem Demonstrativpronomen entwickelt hat,<sup>3</sup> so hat auch die chinesische Sprache langsam bestimmte philosophische Sprachstile entwickelt und favorisiert. Mit der Stabilisierung bestimmter Sprachstile läßt sich dann auch untersuchen, ob philosophische Sinnbildungsprozesse durch vorliegende Sprachstrukturen möglicherweise immer wieder in entsprechende Bahnen des Denkens gelenkt wurden, weil sie besonders leicht und unkompliziert zum Ausdruck gebracht werden konnten. Dabei soll uns *nicht* die chinesische Sprache im allgemeinen interessieren, sondern vor allem der Sprachstil alter *philosophischer Texte* in China.<sup>4</sup> Kann uns also die Sprachstruktur des Altchinesischen weiterhelfen bei der Frage, für welche Phänomene sich die alten chinesischen Philosophen verstärkt interessierten? Gibt es eine Entsprechung zwischen diesen Phänomenen und den Sprachstrukturen des Altchinesischen?

Diese Fragestellung steht zugleich in dem größeren Horizont methodischer Überlegungen zur „komparativen Philosophie“, der es, vereinfacht gesagt, darum geht, Wege zu finden, die es ermöglichen, verschiedene philosophische Wirkungsgeschichten – z. B. die europäische und die chinesische – heute in ein fruchtbares Verhältnis zueinander zu bringen. Überlegungen zur *philosophischen Grammatik* verschiedener Sprachen bilden dabei einen zentralen methodischen Ausgangspunkt.<sup>5</sup> Das Chinesische ist dabei nur eine Sprache, die neben anderen bearbeitet werden sollte.

Humboldt sah im Sanskrit und im Chinesischen die beiden Extreme der menschlichen Sprachentwicklung.<sup>6</sup> Die chinesische Sprache veranlaßte ihn, zwischen einer „ausdrücklichen Grammatik“ und einer „stillschweigenden“, d. h. einer morphologisch nicht fixierten, zu unterscheiden, da die chinesische Sprache keine „ausdrückliche“ Grammatik besitze, aber dennoch Sinn-

<sup>3</sup> Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Hamburg 1946, 199 ff.

<sup>4</sup> In bezug auf die Frage, ob es in China Philosophie gegeben habe oder nicht, vgl. Rolf Elberfeld, „Überlegungen zur Grundlegung ‚komparativer Philosophie‘“, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 24 (1999), 128–156.

<sup>5</sup> Vgl. auch Wilhelm Köller, *Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens*, Stuttgart 1988.

<sup>6</sup> „Die Bearbeitung der allgemeinen Sprachkunde macht es notwendig, wenn man auch die Unmöglichkeit fühlt, jede Sprache tief zu ergünden, sich doch auf gewissen Punkten recht festzusetzen, und nun giebt es in ihr keine so leuchtenden, so die Ansicht des ganzen Sprachgebiets beherrschenden, als das Sanskrit und das Chinesische. Beide

bildung ohne Schwierigkeit vollziehen könne. Im folgenden soll dieser „stillschweigenden Grammatik“ anhand von drei ausgewählten Fragen in bezug auf das Altchinesische nachgegangen werden. Dabei soll nicht nur die Verschiedenheit zu den europäischen Sprachen sichtbar werden, sondern auch die Relevanz der zu benennenden sprachlichen Phänomene für den *gegenwärtigen philosophischen Diskurs in Europa*. Folgendes soll dabei zum Thema werden: 1. die Frage nach dem grammatischen *Subjekt* auch im Hinblick auf das philosophische Subjekt, 2. die Frage nach der *Aktionsart* der Verben (*genus verbi*), 3. die Frage nach den *Wortarten* und ihrer Einteilung.

### I. Das grammatische Subjekt

Die deutsche Sprache besitzt einen Zwang zum Subjekt. Wird das Subjekt weggelassen, sind die meisten Sätze grammatisch falsch. Es gibt zwar die Möglichkeit, subjektlose Sätze zu bilden, wie z. B. die Feststellung „Es wurde gestern abend viel getrunken.“, oder der Ausruf „Komm!“. In der Sprache der Philosophie sind diese Beispiele aber nicht relevant und treten fast gar nicht auf. Denn durch das Fehlen eines eindeutigen Subjektes entstehen in der herkömmlichen Art und Weise philosophischer Texte der europäischen Tradition Defizite in bezug auf die Eindeutigkeit der Aussagen, die in dieser Art zu philosophieren nicht erwünscht sind. Daher ist die Bestimmung des grammatischen Subjekts bei philosophischen Aussagen vielmehr unerlässlich, um zu einem aussagekräftigen *Urteil* zu gelangen. Die *Urteilsstruktur des Syllogismus* ist wohl unbestritten die Hauptargumentationsfigur der europäischen Philosophiegeschichte, spätestens seit Aristoteles. Durch sie läßt sich wohl am besten die *Allgemeinheit* einer Denkbewegung generieren, die zumeist das zentrale Ziel der Philosophie gebildet hat und immer noch bildet. Wie schon des öfteren festgestellt wurde, hat Aristoteles die Struktur des Urteils direkt an der Struktur von Subjekt

Sprachen stellen sich in ihrem grammatischen Bau dergestalt einander gegenüber, dass sie das ganze Feld unter sich theilen, und keine dritte in dieselbe Reihe treten kann.“ (Wilhelm von Humboldt, *Schriften zur Sprachphilosophie*, Werke in Fünf Bänden, Bd. 3, ed. A. Flitner / K. Giel, Darmstadt 1996, 179)

und Prädikat in der griechischen Sprache abgelesen.<sup>7</sup> Da es weder in der lateinischen, französischen, englischen noch in der deutschen Sprache grammatisch wesentlich anders ist, wurde die Präferenz für diese Sprach- und Denkform in bezug auf das philosophische Sprechen nicht weiter hinterfragt. Muß sich Philosophie und Philosophieren aber notwendig auf die Denkform des Urteils fixieren?

Neben dieser Festlegung in bezug auf das Urteil als Grundform des Denkens legte der Zwang zum grammatischen Subjekt auch einen Zwang zum philosophischen Subjekt nahe. Wenn Descartes und Kant das philosophische Subjekt in der Form des „Ich denke“ zum unverrückbaren und sichersten Ausgangspunkt des Philosophierens machen, so werden sie bei diesem Gedanken direkt in der von ihnen benutzten Sprache bestätigt. Können uns hier vielleicht anders strukturierte Sprachen helfen, diese Voraussetzung weiter in Frage zu stellen?

Erst im 19. Jahrhundert, mit der sich entwickelnden Sprachvergleichung, treten erste Fragen und Zweifel auf, die bei Nietzsche in bezug auf die Frage nach dem grammatischen und philosophischen Subjekt erstmalig kulminieren: „Ein Quantum Kraft ist ein eben solches Quantum Trieb, Wille, Wirken – vielmehr, es ist gar nichts anderes als eben dieses Treiben, Wollen, Wirken selbst, und nur unter der *Verführung der Sprache* [Hervorh. R.E.] (und der in ihr versteinerten Grundirrhümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein ‚Subjekt‘ versteht und mißversteht, kann es anders erscheinen. [...] Aber es gibt kein solches Substrat; es gibt kein ‚Sein‘ hinter dem Tun, Wirken, Werden: ‚der Täter‘ ist zum Tun bloß hinzugedichtet – *das Tun ist alles*. Das Volk verdoppelt im Grunde das Tun, wenn es den Blitz leuchten läßt, das ist ein Tun-Tun: es setzt dasselbe Geschehen einmal als Ursache und dann noch einmal als deren Wirkung. Die Naturforscher machen es nicht besser, wenn sie sagen ‚die Kraft bewegt, die Kraft verursacht‘ und dergleichen – unsere ganze Wissenschaft steht noch, trotz all ihrer Kühle, ihrer Freiheit von Affekt, unter der Verführung der Sprache und ist die untergeschobenen Wechsel-

<sup>7</sup> „Die erste Kategorie ist die Substanz, ousia. Sie trägt da, wo sie im ersten und eigentlichen Sinne steht, die Beziehung auf das grammatische Subjekt, das im Satz das Selbständige ist, deutlich an sich. Denn die Substanz in der ersten Bedeutung [...] wird von keinem Subject ausgesagt; aber ihr werden alle Prädikate beigelegt.“ (A. Trendelenburg, *Geschichte der Kategorienlehre*, Berlin 1846, 33 f.)

bälge, die ‚Subjekte‘ nicht losgeworden ...“<sup>8</sup> Nietzsche ahnte aber noch etwas, das über seinen eigenen Sprachhorizont hinausführt: „Die wunderliche Familien-Ähnlichkeit alles indischen, griechischen, deutschen Philosophierens erklärt sich einfach genug. Gerade, wo Sprach-Verwandtschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, Dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik [...] von vornherein Alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint. Philosophen des ural-altaischen Sprachbereichs (in dem der Subjekt-Begriff am schlechtesten entwickelt ist) werden mit großer Wahrscheinlichkeit anders ‚in die Welt‘ blicken und auf anderen Pfaden zu finden sein als Indogermanen oder Muselmänner.“<sup>9</sup> Die letzte Vermutung erweitert unser Thema über den europäischen Rahmen hinaus. Blicken also Menschen, deren Sprache in bezug auf das grammatische Subjekt eine andere Struktur besitzt, „anders in die Welt“? Sind sie „auf anderen Pfaden zu finden“ und wie können diese Pfade aussehen? Ist die Welt eine andere, wenn das Subjekt *vielen* sprachlichen Äußerungen einfach fehlen kann und dies durchaus als philosophisch treffender empfunden wird?

Es ist inzwischen allgemein bekannt, daß in der chinesischen, aber auch in der japanischen Sprache das Subjekt im Satz oft ausgelassen werden kann. Was aber bedeutet das? Ausgehend von der deutschen Sprache läßt sich das zunächst nur anhand der oben genannten Hilfskonstruktionen nachvollziehen, und man kommt vielleicht zu dem Schluß, daß eigentlich *implizit doch* immer ein grammatisches Subjekt mitgenannt ist. Um nun genauer zu untersuchen, was passiert, wenn im Altchinesischen das aus unserer Beschreibungsperspektive so genannte „grammatische Subjekt“ ausgelassen wird, müssen Beispielsätze herangezogen werden.

Weder ist die chinesische Sprache einfach ohne Subjekt, noch ist sie *immer gezwungen* zum Gebrauch eines Subjekts.<sup>10</sup> Anhand dieser Feststellung kann

<sup>8</sup> Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, in: Kritische Studienausgabe (KSA), ed. G. Colli / M. Montinari, München 1988, Bd. 5, 279.

<sup>9</sup> Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, in: KSA, Bd. 5, 34 f.

<sup>10</sup> Im folgenden werde ich mich eng an die Ausführungen von Harbsmeier halten, der den Zusammenhang vorbildlich dargestellt hat: Christoph Harbsmeier, „Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen im Anschluß an Humboldts Brief an Abel-Rémusat“, in: Wilhelm von Humboldt, *Brief an M. Abel-Rémusat. Über die Natur*

vorwegnehmend folgende philosophische These zum Gebrauch des Subjekts in der altchinesischen und deutschen Sprache formuliert werden: In der deutschen Sprache gibt es einen *Zwang* zum Subjekt, während die chinesische Sprache die *Möglichkeit* hat, ein Subjekt im Satz zu spezifizieren. Das heißt, wenn der *Sachverhalt* kein Subjekt erfordert, muß kein Subjekt bestimmt werden, wenn es aber für notwendig erachtet wird, *kann* es bestimmt werden. Aufgrund dieser Kann-Bestimmung ist zu erwarten, daß es verschiedene Arten von subjektlosen Sätzen im Altchinesischen gibt. Es können im Hinblick auf den Gebrauch des grammatischen Subjekts folgende Arten von Sätzen unterschieden werden: 1. Wesentlich subjektlose Sätze, 2. Subjektoffene Sätze, 3. Sätze mit ausgefallenem Subjekt, 4. Thema / Rhema-Sätze, 5. Subjekt / Prädikat-Sätze.<sup>11</sup>

1. *Wesentlich subjektlose Sätze.* Wesentlich subjektlos sind Sätze wie: *yu* (es regnet) oder *xue* (es schneit). Sie können *aus einem Verb* bestehen und nennen einfach nur den Vorgang „regnen“ oder „schneien“, ohne einen Subjektplatzhalter wie das deutsche „es“ zu benötigen. Gerade bei dieser Art von natürlichen Vorgängen und Ereignissen ist wohl einsichtig, warum hier die Festlegung eines grammatischen Subjekts nicht notwendig ist, da es sich von der Sache her nicht nahelegt und auch nicht entscheiden läßt. Betrachtet man diese Vorgänge sachlich genauer, so zeigen die Phänomene wie „regnen“, „schneien“, „fließen“ usw. einen Ereignischarakter, in dem sich kein „Subjekt“, weder als aktives noch als passives, ausmachen läßt. Es handelt sich vielmehr um Vorgänge, die sich als bewegte Gesamtstruktur aus sich selbst bewegen, ohne ein klares Aktivitäts- oder Passivitätszentrum zu besitzen.

Dasselbe kann bei so genannten „adjektivischen“ Strukturen beobachtet werden. Die Beschreibung *ming* (hell, klar) bedarf keiner Bestimmung eines Subjekts, da auch hier wieder gilt, daß es sich bei „Helle“ um einen Gesamtcharakter handelt, bei dem es sinnlos ist, ein Subjekt des gesamten Zustandes zu bestimmen. Neben den Naturvorgängen stoßen wir auf einen weiteren Bereich, bei dem der Zwang zum Subjekt, die Sachbeschreibung in eine bestimmte Richtung drängt, die den Charakter der Sache eher verdeckt. Der Satz „Ich empfinde es als hell“, beschreibt eine „subjek-

*grammatischer Formen im allgemeinen und über den Geist der chinesischen Sprache im besonderen*, hrsg. u. übers. v. C. Harbsmeier, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, 93–277.

<sup>11</sup> Vgl. Harbsmeier, a.a.O., 219 ff.

tive“ Empfindung, in der „ich“ das Subjekt des Satzes bildet und die „Helle“ durch das „es“ als etwas Objektives beschreibt. Ähnlich geht es uns bei der Beschreibung anderer Sinnesqualitäten. „Es hört sich gut an“ (*hao ting*), „es schmeckt gut“ (*hao chi*) sind Wendungen, bei denen in der deutschen Sprache immer das „es“ eingefügt werden kann als Subjektersatz, im Chinesischen aber kein Subjekt steht, sondern die jeweilige Sinneswahrnehmung als ein Geschehen, ohne eigens das Subjekt und Objekt anzugeben, zum Ausdruck gebracht werden kann.

Wenn wir den Subjektersatz in der deutschen Sprache durch ein Substantiv ersetzen wollen, so bleibt die Sache weiterhin undurchsichtig. In dem Satz „Der Wein schmeckt mir gut“ ist „Wein“ das Subjekt. Ist also der Wein der „Täter“ des Schmeckens und ich das Objekt, dem der Wein etwas zufügt, nämlich das Schmecken? Aber eigentlich bin doch ich der Schmeckende, denn der Wein selber schmeckt sich ja nicht. Je mehr man diese sinnlichen Vorgänge in bezug auf ihre *Versprachlichung* untersucht, um so mehr kann festgestellt werden, daß die Subjekt-Prädikat-Objekt Struktur den genannten Phänomenen in ihrem Vollzugscharakter nicht gerecht wird. Die Möglichkeit, das Subjekt und das Objekt einfach wegzulassen und nur den Vorgang als ein Geschehen – oder „das Tun“ – zu benennen, wie es im Chinesischen möglich ist, läßt bestimmte Phänomene, vor allem Naturerscheinungen und sinnliche Vorgänge, viel eindringlicher und lebendiger vor Augen treten. Im Grunde sind die beiden genannten Phänomenfelder *wesentlich* subjektlos im grammatischen und bei genauerer Betrachtung sogar im philosophischen Sinn, da es sich um Geschehensprozesse handelt, die vor jeder Idealisierung sich jenseits der Subjekt-Objekt-Trennung vollziehen und in denen „ich“ auch nur ein Moment in der Gesamtstruktur bin. Nishitani deutet z. B. das Phänomen „sehen“ folgendermaßen: „Der Ort, in dem die Seinsweise ‚im Erscheinen‘ entsteht, bzw. der Ort des ‚Erscheinens‘ ist gleichbedeutend mit ‚etwas ist da‘. Dort sind ‚Sehen‘ und ‚Erscheinen‘ dasselbe. ‚Sehen‘ ist unmittelbar ‚erscheinen‘ und ‚erscheinen‘ ist unmittelbar ‚sehen‘. Dies ist der ursprüngliche Zustand der Sinnlichkeit, den man ‚Sehen‘ nennt. [...] ‚Sehen‘ bedeutet, daß die drei Momente: die Tätigkeit des Sehens, das gesehene ‚Ding‘ und der Ort, in dem es erscheint, ein Ganzes bilden.“<sup>12</sup>

<sup>12</sup> Keiji Nishitani, „Über das Gewahren“, in: G. Stenger / M. Röhrig (Hg.), *Philosophie der Struktur – „Fahrzeug“ der Zukunft?*, Freiburg i. Br. 1995, 87, 89.

Neben den Naturvorgängen und den Sinnesempfindungen ist es das Phänomen der *Situation*, bei dem wir in der deutschen Sprache häufiger das Subjekt durch ein „es“ ersetzen und damit die Struktur des Phänomens vielleicht verdecken. In dem Satz „Es ereignete sich ein Unfall“ ist zwar ein „Subjektersatz“ vorhanden, „es“ ist aber eigentlich überflüssig für die Aussage. Wenn, dann sind es vielleicht verschiedene Subjekte, die an der Situation „Unfall“ beteiligt sind, aber zumeist ist gerade bei einem Unfall kaum noch festzustellen, wer genau das eigentliche Subjekt dieses Vorgangs war. Es sind vor allem die Ereignisverben, bei denen die Bestimmung eines Subjekts oft große Schwierigkeiten bereitet und man in der deutschen Sprache in diesen Fällen ein „es“ einfügt. Wendungen wie „es ereignet sich“, „es geschieht“, „es wächst“, „es entsteht“, „es vergeht“ weisen auf Phänomene hin, die sich vielleicht ohne genau bestimmbares Subjekt vollziehen und daher in der deutschen Sprache nur schwer ausgedrückt werden können.

Greifen wir ein Beispiel einer solchen subjektlosen Wendung aus dem *Daodejing* heraus. Die ersten vier Zeichen in Kapitel 25 lauten: *You wu dun cheng*. Die Übersetzung könnte lauten: „(es) gibt / etwas / undurchsichtig / vollendet-werdend“.

„You“ ist in diesem Fall die Anzeige dafür, daß es das Geschehen des „Gebens“ gibt. Es ist aber im Chinesischen kein „es“ notwendig, um dies zum Ausdruck zu bringen. In der Wendung ist zudem wichtig, daß es nicht erst etwas gibt, das dann noch etwas tut oder wird, sondern dieses *Etwas ist* das Geschehen „undurchsichtig vollendet-werdend“, so daß, wenn ein Subjekt bestimmt werden müßte, es das *Geschehen* selber ist. Die deutsche Übersetzung muß ein Subjekt bestimmen, sei es ein „es“ oder die substantivierte Form des Verbs. Hier kann man ahnen, wie sehr die Übersetzung durch die Grammatikalisierung in unserem Sinne in das *Sprechen der Sprache* selber eingreift.

Die genannten Beispiele haben für die *philosophische* Beschreibung von Wirklichkeitsvollzügen horizontverschiebende Auswirkungen. Interessiert man sich für eine Phänomenebene, in der die Sprache Subjekte ohne Sinnverlust weglassen kann, ja der Sinn sogar grade dadurch an Deutlichkeit gewinnt, so wird ein Geschehen vor dem Subjekt sichtbar, aus dem das Subjekt selber erst hervorgeht.

Ein ähnliches Interesse scheint mir bei europäischen Denkern vorzuliegen, wenn sie das „es“ für ihre philosophische Argumentation auf einer sehr grundsätzlichen Ebene benutzen. In diesem Sinn sind wohl auch die

Wendungen bei Lichtenberg und Nietzsche („es denkt“), Heidegger („es gibt“), Levinas („ily a“), Wittgenstein („es zeigt sich“) Herrigel („es schießt“), Rombach („es glückt“) usw. zu verstehen, die damit eine Ebene vor der Subjekt-Objekt-Spaltung zur Sprache bringen wollen. Inzwischen scheinen also auch europäische Philosophen die Ebene der „subjektlosen Sätze“ für ihr Denken fruchtbar zu machen, was vielleicht auch ein Grund dafür ist, warum sich z. B. Nietzsche und Heidegger in Ostasien so großer Beliebtheit erfreuen.

2. *Subjektlose Sätze*. Die chinesischen Klassiker sind voll mit Sätzen ohne Subjekt, die jedoch bei deutschen Übersetzungen immer mit Subjekten ergänzt werden müssen, so daß der Ursprungstext massiv verändert und in eine andere Grammatik gepreßt werden muß. Kapitel 22 des *Daodejing* beginnt folgendermaßen: *qu ze quan / wang ze zheng*. „Krumm dann ganz, unrecht dann recht“.

Es wird hier ein Umschlagsgeschehen angedeutet, das im Chinesischen nicht eindeutig mit einem Subjekt verbunden ist, das etwas Krummes ganz *macht* oder etwas Unrechtes recht *macht*. Vielmehr ist gerade das *Offenlassen des Subjekts* der Handlung wesentlich für die Präzisierung der Geschehensqualität selber. Es wird hier eine Allgemeinheit zum Ausdruck gebracht, die sich auf eine subjektlose Geschehensqualität bezieht. Durch Angabe des Subjektes würde die Allgemeinheit des Phänomens verlorengehen. In den Beispielsatz kann ein Subjekt eingesetzt werden, ohne daß der nachfolgende Satz seine Bedeutung wesentlich veränderte: Mensch krumm dann ganz, unrecht dann recht“. Das Altchinesische hat die Möglichkeit, ein *Geschehen* auch grammatisch ohne Subjekt bzw. subjektlos darzustellen, was hier gerade kein Verlust ist, sondern das Phänomen um so genauer trifft. Die klassische philosophische Sprache der Chinesen war demgemäß auch mehr an der *Unterscheidung von verschiedenen Geschehensqualitäten* interessiert als an der *Feststellung ewiger Wahrheiten im Sinn von Satzaussagen*.

3. *Sätze mit ausgefallenem Subjekt*. Sätze, in denen das Subjekt ausfällt, weil es im Satz zuvor genannt wurde, sind im Chinesischen häufig. In der deutschen Sprache tritt dann zumeist ein Pronomen an die Stelle des zuvor genannten Subjekts oder es kann durch eine Ellipse ausgelassen werden. In der philosophischen Sprache wird die Figur der Ellipse jedoch eher vermieden, um Mehrdeutigkeiten zu verhindern. Folgender chinesischer Satz verdeutlicht dies: *Zi yue yu zhi fu. qing yi. yue yu zhe yu*. „Der Meister sagt:

„Gib [ihr] sechs Scheffel!“ [Sie] bittet [um] mehr. [Darauf] sagt [er]: „Gib [ihr] sechzig Scheffel!“<sup>13</sup>

Man kann für das Altchinesische (auch für die philosophischen Texte) folgende These formulieren: *Je weniger Subjekte, um so schöner der Stil*. Für die deutsche Sprache könnte man formulieren, insbesondere in bezug auf philosophische Texte: *Je eindeutiger die Subjekte, um so klarer die Aussage*. Subjektlosigkeit von Sätzen kann selber als Sprachstil kultiviert werden, sofern es die Sprache zuläßt. Durch diesen Stil kommen dann bestimmte Phänomene sehr viel deutlicher und einfacher zum Ausdruck.

4. *Thema / Rhema-Sätze*. Indoeuropäische Sprachen werden in der Linguistik als „subjekt-prominent“ und ostasiatische Sprachen (z. B. Chinesisch und Japanisch) als „topik-prominent“ bezeichnet.<sup>14</sup> Dementsprechend wird in indoeuropäischen Sprachen die Prädikationsstruktur vorrangig verwendet und im Chinesischen die Toposstruktur. In der Prädikationsstruktur wird von einem Subjekt etwas prädiziert. In der Toposstruktur kann jedes Glied des Satzes zum Zentrum und *Thema* werden, das dann durch das *Rhema* – eine neue Information zum Thema – näher bestimmt wird. *Thema / Rhema-Sätze* finden sich im Altchinesischen häufig. Diese Sätze wirken auf den ersten Blick oft wie normale Subjekt-Sätze, müssen aber doch deutlich davon unterschieden werden. Beispielsatz: *Wu you ben mo.* „Was die Dinge betrifft, so gibt es wesentliche und unwesentliche.“<sup>15</sup>

5. *Subjekt-Prädikat-Sätze*. In der klassisch-chinesischen Philosophie hat sich eine Schule herausgebildet, die vor allem mit Subjekt-Prädikat-Sätzen ähnlichen Sätzen operiert. Die mohistische Logik hat eine Form der philosophischen Sprache ausgebildet, die sich von den meisten Schulen des alten China unterscheidet. Einer der berühmtesten Sätze aus dieser Schule ist folgender: *bai ma fei ma.* „Weißes Pferd‘ ist nicht ‚Pferd‘“. Dieser Satz macht vor allem dann Sinn, wenn man „Weißes Pferd“ eindeutig als Subjekt des Satzes versteht und „Pferd“ als Prädikat. Zudem wird das „weiße Pferd“ als substantiell „weißes Pferd“ verstanden, so daß verneint werden

<sup>13</sup> Vgl. auch: Kungfutse, *Gespräche. Lun Yü*, aus dem Chin. übertragen u. hrsg. v. R. Wilhelm, Köln 1980, 73.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu den Aufsatz von Charles N. Li und Sandra A. Thompson, „Subject and Topic: A new Topology of Languages“, in: Charles N. Li (Hg.), *Subject and Topic*, New York 1976, 457–490.

<sup>15</sup> Ein Satz aus dem *Daxue*. Vgl. Christoph Harbsmeier, „Zur philosophischen Grammatik“ (Anm. 10), 232.

kann, daß es einfach nur ein „Pferd“ ist.<sup>16</sup> Diese Form der Argumentation hat es in China zwar gegeben, ist aber nie leitend für den Hauptstrom der chinesischen Philosophie geworden.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die europäische Philosophie favorisiert in der Form des *Aussagesatzes* und *der schlußfolgernden Satzfolgen* eine Weise des philosophischen Sprechens, durch die das Phänomenfeld eines *subjektlosen ereignishaften Geschehens* für die Philosophie unbedeutend wird und kaum zum Thema werden kann. In welcher komplizierten Form sich der Aussagesatz und die schlußfolgernden Satzfolgen philosophisch und logisch entfalten lassen, zeigt die europäische Philosophiegeschichte, wie reich und fruchtbar sich aber auch subjektlose Sätze und die damit zum Ausdruck gebrachten „subjektlosen Geschehensweisen“ philosophisch behandeln lassen, zeigt die chinesische und auch die japanische Philosophietradition. *Beide Formen des Philosophierens* existieren sowohl in der europäischen wie auch in der chinesischen Tradition, unterschiedlich ist vor allem die *Gewichtung* innerhalb der Traditionen, wodurch sich stark voneinander abweichende Interessen entwickelt haben und somit auch Wirkungsgeschichten von sehr eigenem Gepräge.

## II. Die Aktionsarten des Verbs

Die deutsche Sprache unterscheidet zwei Aktionsarten des Verbs: *Aktiv* und *Passiv*. Die aktive Form des Verbs gibt die Tätigkeit eines Subjekts an, die passive Form – als Vorgangs- oder Zustandspassiv – gibt an, was ein Subjekt erleidet. Beide Formen sind notwendig verknüpft mit dem Subjekt des Satzes, ohne das die grammatische Form des *genus verbi* keinen Sinn machen würde. Im Sanskrit und Altgriechischen existiert daneben noch das sogenannte *Medium*, das heute gewöhnlich durch die reflexive Form übersetzt wird. In der genauen Sinndeutung des Mediums gehen die Ansichten der Philologen aber weit auseinander. Vermutlich sind es hier aber gerade philosophische Vorprägungen im Hinblick auf eine bestimmte Ontologie, die es den Philologen erschweren, den Sinn des Mediums genauer zu erfassen. Denn sie können dies nur in einer bestimmten Sprache tun, der vielleicht gerade der Sinn für das *Medium* abhanden gekommen ist. Eine – nicht

<sup>16</sup> Zu diesem Satz vgl. Christoph Harbsmeier, *Language and Logic* (Anm. 1), 298–321.

unumstrittene – Annäherung an den Sinn des Mediums stammt von dem Indologen Jan Gonda: „Die ursprüngliche und eigentliche Funktion des Medium war, [...] anzuzeigen, daß sich ein Prozeß ereignet mit Bezug auf bzw. einwirkend auf eine Person oder ein Ding.“<sup>17</sup>

In der chinesischen Sprache gibt es diesen Unterschied auf morphologischer Ebene nicht. Wenn aktive oder passive Wendungen ausgedrückt werden sollen, so werden dafür bestimmte Wortkombinationen benutzt, z. B. die konkrete Person wird mitgenannt, die etwas tut, oder Zeichen werden hinzugefügt, die einem Verb eine passive Bedeutung geben. Wenn aber kein Subjekt und kein Passivanzeiger angegeben werden, wie in vielen Fällen, so kann weder von Aktiv noch von Passiv gesprochen werden, sondern vielleicht eher von einem *Medium* – allerdings nicht in der Bedeutung eines Reflexivs, sondern in dem Sinn, daß es weder ein aktives noch ein passives Subjekt gibt, also der Vorgang vielmehr als ganzer aus sich hervorgeht, ohne daß ein klares Aktivitäts- oder Leidenszentrum bezeichnet wird. Indem die Aussage somit nicht unbedingt auf ein Aktiv oder Passiv festgelegt werden muß, tritt eine Geschehensqualität vor Augen, die den Vorgang eher als ein feldhaftes Strukturgeschehen erscheinen läßt, in dem jedes einzelne Moment im Geschehen zugleich Zentrum und Peripherie ist. So könnte die These formuliert werden: *Der Grundmodus des Verbs im Altchinesischen ist das Medium*. Als Beispiel können vor allem die Verben in den wesentlich subjektlosen Sätzen herangezogen werden.<sup>18</sup>

Indem die deutsche Sprache kein Medium mehr aufweist, hat sie einen grammatischen Verlust erlitten, der auch philosophische Folgen hat. Wenn

<sup>17</sup> Jan Gonda, „Reflections on the Indo-European Medium I“, in: *Lingua* 9 (1961), 66. Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive sei angemerkt, daß im Griechischen, dem Sanskrit und auch im Japanischen das Passiv aus dem Medium entstanden ist.

<sup>18</sup> An dieser Stelle sei ein kurzer Hinweis auf die japanische Sprache gegeben, die in bezug auf das hier in Frage stehende ganz ähnliche Qualitäten zeigt. Im Altjapanischen existiert die grammatische Form des *jihatsukei*. Das Wort könnte übersetzt werden mit „Form der Autogenese“. Etwas passiert von selbst, ohne daß eine eindeutige Absicht das Geschehen strukturieren würde. In dem berühmten *Tsurezuregusa* finden wir folgenden Satz: *fude wo toreba, mono kakare* (wenn [ich] den Pinsel ergreife, schreibe [ich] so für mich] etwas hin; man könnte eigentlich besser übersetzen mit: „schreibt er so vor sich hin“). Das Wort *mono kakare* steht im *jihatsukei* und bezeichnet hier eine Gestimmtheit des Schreibens, in der ohne klare Absicht sich etwas niederschreibt, von dem ich selber im Nachhinein überrascht werde. Genau in diesem Sinne heißt es in dem berühmten Anfangswort des Buches: „Wenn allein und in Muße, sitze ich den ganzen Tag vor meinem Tuschkasten und schreibe alles, was mir so kommt, ohne Zu-

auf grammatischer Ebene Geschehensqualitäten der gerade genannten Art nicht mehr an der sprachlichen Oberfläche ausgedrückt werden können, so geraten sie in der philosophischen Reflexion aus dem Blick, da die Grammatik andere Denkformen *nahelegt*, wie z. B. die in Aussagesätzen mit Subjekt-Prädikat-Struktur. Dadurch kann einsichtig gemacht werden, warum sich europäische Philosophen besonders seit dem 19. Jahrhundert immer öfter mit der überlieferten Sprache schwer tun. Sie müssen *gegen die Grammatik andenken* und stoßen so immer wieder an die Grenzen des grammatisch Formulierbaren.

### III. Die Einteilung in Wortarten

Ein weiterer gravierender Unterschied zwischen den indoeuropäischen Sprachen und dem Altchinesischen bezieht sich auf das Problem der Wortarten. Für die Grammatik indoeuropäischer Sprachen wirkt die lexikalische Einteilung der Wortbestände in Wortarten fast wie ein Naturgesetz. Ein Substantiv kann normalerweise nicht ohne Veränderung der Buchstaben zum Verb oder Adjektiv werden. Es gibt zwar die Möglichkeit für ein Wort, die Wortart zu wechseln, aber die Grenzen zwischen den Wortarten sind relativ scharf, so daß ein Wort normalerweise, ohne die Form zu ändern, nicht gleichzeitig zwei oder drei Wortarten angehören kann.

Im Gegensatz dazu kann man bei einem chinesischen Zeichen zunächst auf lexikalischer Ebene nicht von Wortarten sprechen. Nur durch die Funktion im Satz läßt sich zwar nicht immer eindeutig, aber immerhin eingrenzen, in welcher Wortartfunktion es den Sprachgebrauchskonventionen gemäß im betreffenden Satz fungiert. Einzelne chinesische Zeichen haben eine gewisse Affinität zu bestimmten Wortartfunktionen, wobei das Maß der Wortartoffenheit jeweils verschieden ist. Einige Worte können nur in ein oder zwei Wortartfunktionen verwendet werden, andere dagegen in fünf oder sechs. Ähnlich wie in der deutschen Sprache Substantive im No-

sammenhang und ohne eine bestimmte Absicht auf. Dabei ist mir immer recht wunderbarlich zumute.“ (Yoshida Kenko, *Betrachtungen aus der Stille*, übers. v. O. Benel, Frankfurt a. M. 1991, 9) In diesem Zitat kommt ein zentrales ästhetisches Erlebnis der japanischen Kultur insgesamt zum Ausdruck. Dies entspricht präzise der Vorliebe für subjektlose Sätze.

minativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ stehen können, ist es für chinesische Zeichen möglich, im – so könnte man sagen – Substantialis oder Verbalis zu stehen.<sup>19</sup> Zwei Beispielsätze aus dem *Zhuangzi* können den Sachverhalt verdeutlichen: *sheng sheng zhe bu sheng*. „[Das] Be-lebende, [das] leben [läßt], [ist selber] nicht lebendig / kein Leben / lebt nicht.“ – *Wu wu zhe fei wu*. „[Das] Be-dingende, [das] dingen [läßt], [ist selber] nicht dinglich / kein Ding / dingt nicht.“ Die einzelnen Worte lassen sich in bezug auf die Wortart im Deutschen variieren. Die chinesischen Sätze sind jedoch ohne diese Differenzierung in eindringlicher Eleganz und Einfachheit aussagekräftig und verständlich.

Vielleicht ist es aber auch hinderlich, das Problem der Wortarten auf die chinesische Sprache zu projizieren, da sie in dieser Hinsicht anders funktioniert. Denn fraglich ist insbesondere die Einteilung in Wortarten, die für uns in ihrem Grundbestand – Substantiv, Verb, Adjektiv – unstrittig scheint. In der chinesischen und japanischen Sprache ist aber gar nicht klar, ob man z. B. wirklich von *Adjektiven* sprechen kann, oder nicht vielmehr von „Zustandsverben“ oder „Qualitätsverben“, wie man heute versucht, das Problem zu lösen. „Adjektive müssen im klassischen wie auch im modernen Chinesischen als Verben klassifiziert werden, da sie Prädikate ohne Kopula und Finalpartikel bilden [...].“<sup>20</sup> Der Wortart *Adjektiv* liegt in der deutschen Sprache die ontologische Einteilung von Substanz und Akzidens zugrunde, wie sie ausgehend von der Philosophie des Aristoteles auch heute noch unseren Sprachgebrauch prägt. Ein Adjektiv bezeichnet normalerweise eine akzidentell gegebene Qualität an einer Substanz, die selber in ihrer Wesensstruktur unveränderlich bleibt. Diese Vorstellung existiert aber in der chinesischen Sprache nicht, vielmehr sind auch sogenannte *Eigenschaften eher als Tätigkeiten* aufzufassen. Ein Ding ist nicht „grün“ als eine zufällige Eigenschaft eines unveränderlichen Wesens, sondern es ist vielmehr wesentlich etwas „Grünendes“, wie z. B. in der Wendung „Es grünt im Frühling die Wiese“. Zufällige Eigenschaften werden zu *Wesensaktivitäten*, wodurch sich eine veränderte Ontologie ergibt. Ohne Adjektive im Sinn von Akzidentien an bestimmten Substanzen schaut man „anders in die Welt“. *Sachen werden zu Tätigkeiten*, die vor allem für die Atmosphä-

<sup>19</sup> Diese Bezeichnungen stammen von Harbsmeier. Sie scheinen mir eine gute Erklärungsbrücke zu bilden. Harbsmeier, „Zur philosophischen Grammatik“ (Anm. 10), 189.

<sup>20</sup> Edwin G. Pulleyblank, *Outline of Classical Chinese Grammar*, Vancouver 1995, 24.

re oder Stimmung zuständig sind. Durch ein verbales Verstehen unserer Adjektivstrukturen wird die Wirklichkeitswahrnehmung *dynamisiert*. Ähnliches läßt sich über Substantive sagen, die, wenn sie nicht als unveränderliche Wesen aufgefaßt werden, vielmehr in ihrer Tätigkeit bzw. Anwendung aufgehen. Zurück bleibt im Chinesischen eigentlich nur das Verb als Grundform des Wortes überhaupt. Dies entspricht der altchinesischen Vorstellung, daß Wirklichkeit als solche ein unablässiger Wandlungsprozess ist.<sup>21</sup>

Wir können vermuten, wie durch die Frage der Wortarten unsere Wirklichkeitswahrnehmung vorstrukturiert wird auf der Basis einer bestimmten *Gewichtung* in der Wirklichkeitswahrnehmung. Es ist bekannt, daß Heidegger versucht hat, durch eigentümlich anmutende Sprachwendungen wie „das Ding dingt“, „die Sprache spricht“ und Ähnliches die Geschehensdimension bzw. die Zeitlichkeit der Dinge und Sachverhalte zurückzugewinnen, um so der Sprachform von Substanz-Akzidens zu entkommen.

#### IV. Schluß

Wenn ich das Gesagte noch einmal zuspitzend zusammenfasse, so wurde an der Fragestellung nach dem *grammatischen Subjekt*, der *Aktionsart der Verben* und der *Einteilung der Wortarten* in bezug auf das Altchinesische deutlich, daß hier eine Denkform nahegelegt wird, die eher bestimmte *Geschehensqualitäten* in den Blick treten läßt, die noch vor der Trennung von Subjekt und Objekt liegen. Sowohl die stilistisch sehr weit ausgearbeitete Möglichkeit von *subjektlosen* Sätzen wie auch die eher *mediale* Verwendung von Verben und auch das Fehlen der Wortklasse „Adjektiv“ im Sinn des Akzidensschemas und die dadurch mithervorgerufene zentrale Stellung des Verbs<sup>22</sup> eignen sich besonders für die Beschreibung von Phänomenen, auf die wir bei *vorprädikativen Handlungs- oder Geschehensvollzügen* stoßen, beispielhaft realisiert in Naturvorgängen oder kreativen Prozessen künstlerischen Schaffens.

<sup>21</sup> Hier ist vor allem auf das *Yijing (Buch der Wandlungen)* hinzuweisen.

<sup>22</sup> Hier kann auch auf die sehr häufigen Serialverbkonstruktionen hingewiesen werden, bei denen Verben aneinandergereiht und das Subjekt oft ausgelassen wird. Vgl. Harbsmeier, „Zur philosophischen Grammatik“ (Anm. 10), 144.



Wo kann nun der Zusammenhang dieser Phänomene zur gegenwärtigen philosophischen Diskussion in Europa gesehen werden? Thesenhaft kann gesagt werden, daß seit dem 19. Jahrhundert in der europäischen und auch in der nordamerikanischen Philosophie zunehmend eine Phänomenebene entdeckt wird, die sich auf eine Geschehensform bzw. Vollzugsweise bezieht, die noch vor jeder Subjekt-Objektspaltung liegt. Schon als Fichte von derjenigen „Tathandlung“ ausgeht, die „allem Bewußtsein zum Grunde liegt“, Hegel das Selbstbewußtsein als dynamischen Hervorgang seiner selbst thematisiert, Humboldt die Sprache als „*energeia*“ und nicht als „*ergon*“ interpretiert und Nietzsche vor allem schöpferisches Geschehen im Auge hat, deutet sich eine grundlegende Blickwendung philosophischer Aufmerksamkeit an. Die hierdurch Beachtung gewinnenden Phänomene lassen sich nur noch schwer in Subjekt-Prädikat-Strukturen zur Sprache bringen. Derrida, der ganz in dieser Tradition steht, formuliert dies folgendermaßen: „Wir werden sehen, warum, was sich durch ‚différance‘ bezeichnen läßt, weder einfach aktiv noch passiv ist, sondern eher eine *mediale Form* [Hervorh. R.E.] ankündigt oder in Erinnerung ruft, eine Operation zum Ausdruck bringt, die keine Operation ist, die weder als Erleiden noch als Tätigkeit eines Subjektes, bezogen auf ein Objekt, weder von einem Handelnden noch von einem Leidenden aus, weder von diesen Termini ausgehend noch im Hinblick auf sie, sich denken läßt.“<sup>23</sup> Es ließen sich hier noch weitere Beispiele z. B. von Husserl (lebendige Gegenwart), von Heidegger (Ereignis) und von Merleau-Ponty (leibliche Vollzüge) anführen.

Die Pointe meiner Überlegungen liegt darin, daß in der Sprachform des Altchinesischen und vermutlich auch des Altjapanischen die Phänomene, die inzwischen von europäischen und nordamerikanischen Philosophen teilweise im Sinn einer „Überwindung der Metaphysik“ thematisiert werden, sehr viel leichter und unkomplizierter zum Ausdruck gebracht werden können, als dies in den üblichen Sprachformen der indoeuropäischen Sprachen möglich ist. Das kann bedeuten, daß das Studium der *Sprachform* des Altchinesischen eine *maieutische* Funktion für die Entwicklung einer *Denkform* europäischer *Gegenwartsphilosophie* haben kann. Alte Sprachformen, die die neue Denkform immer noch behindern, können so besser durch-

<sup>23</sup> Derrida, „Die différance“, in: Peter Engelmann (Hg.), *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*, Stuttgart 1990, 84.

schauf und reflektiert werden. Das Humboldtsche Projekt einer „vergleichenden Grammatik“ erhält auf diese Weise neue philosophische Brisanz für die *Philosophie der Gegenwart*. Asien und Europa werden dabei nicht mehr nur als Gegenpole betrachtet, sondern im Sinn der *kritischen Transformation* der jeweiligen Denkformen fruchtbar gemacht.

# Denkformen – Lebensformen

---

Tagung des Engeren Kreises der  
Allgemeinen Gesellschaft  
für Philosophie in Deutschland,  
Hildesheim 3.-6. Oktober 2000

Herausgegeben von  
Tilman Borsche

2003

Georg Olms Verlag  
Hildesheim · Zürich · New York

